„Ehre“ und Leben.

Novellette von Helene Lang-Anton.

Wie ein Rasender stürzte er durch die Straßen, ohne zu bemerken, wie verwundert die Vorübergehenden ihn anstarrten. Ja, er dachte nicht einmal daran, den Gasflammen auszuweichen, obgleich sein Uniformrock unordentlich zugeknöpft, sein Säbel nicht vorschriftsmäßig umgeschnallt war.

Er grüßte den Vorgesetzten nicht, dankte ebensowenig den Untergebenen, die vorübergingen. Der Unselige jagte und keuchte dahin, nur um den Menschen aus den Augen zu kommen, um mit sich selbst allein zu sein.

Auf seiner Wange brannte es wie höllisches Feuer, das Stigma — das unauslöschliche Brandmal, die Ohrfeige, die er eben erhalten. — Und doch hatte die Hand des Ruchlosen ihn kaum gestreift. — Sein Hirn wirbelte — seine Glieder bebten wie im Fieber — seine Zähne schlugen hörbar aufeinander. — Das war der Tod, der ihm schon im Nacken saß. — Wie einen wüsten Traum, losgelöst von Raum und Zeit, übersah er sein Leben, mit all seinen Thorheiten, seichten, süßen, unsinnigen Genüssen, einer glücklosen Ehe und endlich — zuletzt — jenes schöne Weib! Sie hatte ihn nun doch ins Verderben gestürzt, wie er immer dunkel geahnt. Sie hatte ihn berückt, aber Liebe war es nie gewesen, was er für sie empfunden. Nein, nein! Jeoch man beneidete ihn um die schöne Geliebte, und das reizte ihn, weckte seine Eitelkeit. Bisweilen empfand er die Lust, sie mit einem Schimpfwort auf den Lippen zu verlassen. Indes seine Kameraden hätten geglaubt, er sei der Verstoßene und er blieb. Dann begann sie kalt und launisch zu werden, und nun wieder reizte es ihn, sie festzuhalten — — bis heute! Ganz unvermuthet geschah das Unerhörte, Gräßliche — er traf einen Andern bei ihr — eine allzubekannte Persönlichkeit. — Ein heftiger Wortwechsel entstand.

Er, der Offizier, hatte seinen Säbel im Vorzimmer gelassen — er wurde geschlagen und konnte den infamen Beleidiger nicht niederstoßen, wie es seine Pflicht gewesen — ihn auch nicht erwürgen; denn das Weib kam dazwischen und verhinderte ihn daran. Nur wieder schlagen konnte er — und das that er, dann entfloh er, völlig wie ein Wahnsinniger.

Nun endlich fiel die Thür seines Zimmers hinter ihm zu, er wußte genau, es war die Thüre zum Leben, die jetzt für ihn zudröhnte. In dem dunklen Raume fiel er auf irgend einen Stuhl, und sein zwecklos vergeudetes Dasein stieg nochmals vor ihm auf. Dann der wüthende Schmerz über diesen dunklen, schmachvollen Tod und dann schließlich etwas wie eine tröstliche Vorstellung — es hätte doch nicht gelohnt, weiter zu leben.

Inzwischen wurde mehrmals an die Thür geklopft. Er hörte die Stimme seines Burschen und dann die der Wirthin, welche versicherte, der Herr Hauptmann sei ja drin, und doch hörte er das alles eigentlich nicht, er rührte sich auch nicht. Erst als es wieder ganz still geworden war, sprang er auf.

Und nun rasch ein Ende — sehr rasch. Nur keinen Menschen mehr sehen.

Eine Gasflamme von draußen warf ihren Schein in das Zimmer. Er bemerkte, daß sein Bett in Unordnung war. Man hatte wohl vorhin eindringen wollen, um es in Ordnung zu bringen. Unnütze Mühe! — Kein Morgen — kein Tage licht mehr — keine Sonne — nichts mehr!

Indes, eine Kerze mußte er entzünden, um seine Pistolen herauszusuchen und zu laden. Auf dem Rauchtisch im anstoßenden Zimmer war Licht; er steckte es an und begab sich in das Schlafzimmer zurück, wo der Pistolenkasten in einem Schrank stand. Aber der Schrank war verschlossen. Wo war nur der Schlüssel? — Wie ein Toller, sinnlos, mit bebenden Fingern durchwühlte der Verzweifelte seine Taschen, sein Pult — der Schlüssel war nicht da. — Was beginnen? — Jetz t einen Schlosser holen — das Haus alarmiren? — Unmöglich! Unmöglich auch, sich an einer Gardinenschnur aufzuknüpfen! Die verdammte Thür mußte weichen. Er riß daran, indem er einen anderen Schlüssel ins Schloß steckte — sie wich. Ja, sie war gar nicht verschlossen gewesen, nur fest eingedrückt. Da stand der Kasten, und da waren sie, die matt glänzenden Dinger, die von aller Qual erlösten. Jetzt, wo ihn das todte Holz so lange von ihnen getrennt, betrachtete er sie mit gierigen Blicken. Sie waren fein, ganz in seiner Hand, und der Tod, den sie ihm bringen wollten,, erschien ihm in diesem Augenblick willkommen. Der Anblick des Todeswerkzeuges erfüllte ihn wie mit einem Rausch, hopnotisirte ihn bis zur Schmerzlosigkeit. Jede Spur von Grauen war verschwunden. War es nicht eine Wohlthat, jetzt sterben zu können, nur so durch einen einzigen Handgriff.

Da fiel ihm ein, daß er die an ihm begangene Schandthat erst rächen müsse, aber, dann kam alles an den Tag. Keiner von ihnen, den beiden Gegnern, war satisfaktionsfähig. Nur, daß der andere weiterleben durfte, er aber, der Offizier, nicht. Besser, gar nichts mehr bedenken, — und er nahm ruhig den Revolver. Zwei Läufe waren geladen. Da — plötzlich glaubte er ein Geräusch hinter sich zu hören. Es regte sich etwas.

Ein ungekannter Schauer überrieselte ihn. Er wandte sich um.

Da stand mitten auf dem zerwühlten Bette eine kleine Gestalt in weißem Nachtkleidchen; langes blondes Haar fiel um ein blasses Kindergesichtchen und zwei große blaue Augen starrten verwundert und erschrocken auf die Pistolen.

„Kurtchen, Kurtchen!“ stammelte der Unselige, „wie kommst Du hierher?“

„Die Tante ist sehr krank geworden und da hat mich die Lene hierher geführt. Es wäre auch so schön, bei Papa zu schlafen,“ stotterte ein weinerliches Stimmchen, „aber wo ist denn jetzt die Lene?“ Und da keine Antwort erfolgte, fing das Kind an zu weinen.

„Sei ruhig, Kurtchen,“ stieß der Vater mit brechender Stimme hervor, „ich bin ja bei Dir.“ Und er schauderte bei diesen Worten.

Wieder erglühten, brannten seine Wangen!

Er hatte sein Kind, sein leibliches Kind vergessen. — Allerdings nicht im buchstäblichen Sinne, so im Fluge, im Fieber hatte er gedacht, daß sein Kind in guten Händen und nothdürftig versorgt sei. Er hatte an Kurtchen gedacht, aber nicht mit dem Herzen eines Vaters.

Die Frau, von der er sich geschieden, damit sie einen anderen heirathen heirathen könne, hatte ihm dies Kind hinterlassen. — Seit Kurzem war sie todt. — Der Knabe blieb in Pflege bei einer entfernten Verwandten, einer entfernten Verwandten, einer alten Dame, die den Kleine liebte. Aber sie konnte jeden Tag sterben, die alte Dame.

Jede Woche einmal besuchte Kurtchen seinen Papa, erhielt eine Düte Bonbons, einige Liebkosungen, auch irgend ein Spielzeug. — Das Kostgeld wurde pünktlich bezahlt.

Heute, zum erstenmale war Kurtchen ungerufen da, denn wohin sonst hatte man ihn bringen sollen, da er in seinem bisherigen Heim nicht bleiben konnte, und wohin ihn legen, als in das Bett seines Vaters. Es war ein gutes, breites Bett. Der Vater hatte eiligst die Pistolen versteckt. Das Kind unterbrach sein Schluchzen und sagte: „Was hast Du denn da, Papa, zeig' doch mal her.“ — „Nichts, nichts Kind, du mußt schlafen.“

„Wenn Du bei mir bleibst, Papa, ich fürchte mich so,“ und schon schlug das Stimmchen wieder zum Weinen um. —

„Ja, ja, ich bin hier, bleibe hier.“

Aber der Kleine ließ nicht nach, bis Papa sich an den Bettrand setzte, denn das that Lene auch immer. Kurtchen hielt ängstlich die Hand des Vaters fest und schlief nun wirklich ein.

Seine kleine Lichtgestalt hatte zunächst das Gespenst des Todes aus dem Raume verdrängt.

Denn wie sollte der Vater sich tödten neben dem Kinde, das vielleicht wach wurde und mit seinen großen unschuldigen Augen zusah.

Und wie fest hielt es im Schlaf die Hand des Vaters. Wenn der sterben wollte, mußte er sich losmachen von diesen kleinen, warmen Händchen, mußte seine Pistolen nehmen und irgend wohin fliehen. Was aber sollte aus dem Kinde werden, da es vielleicht schon morgen heimathlos war?

Es blieb nicht viel, wenn die Verlassenschaft des Selbstmörders geordnet war, der Rest eines sehr mäßigen Vermögens.

Was sollte aus Kurtchen werden? Was aber, wenn sein Vater am Leben blieb, mit dem unauslöschlichen Brandmal! — den Dienst quittiren, fliehen und was dann? — Was dem Kinde sagen, wenn es heranwuchs?

Der Tod, der Tod, das ist das Beste, Einzige, und unter dieser Vorstellung versuchte er unwillkürlich seine Hand aus der des Kindes zu lösen, ganz leise und vorsichtig.

Aber sogleich fuhr Kurtchen aus dem Schlafe auf und brach in ein Angstgeschrei aus.

„Du darfst nicht fortgehen, Papa, ich fürchte mich sonst, o bitte, bitte, bleibe bei mir.“

Wie getroffen von der Stimme des Gerichtes, fiel der Mann auf das Bett zurück, rathlos, hilflos wie nie vorher im Leben. Diese kleine Kinderhand ließ ihn nicht los.

Und nun sagte er sich mit schwerem Selbstvorwurf wieder und immer wieder, was wird aus meinem Kinde? Dabei hatte er unversehens eine Bewegung gemacht. Schon richtete das Kind sich wieder auf und sah ihn groß und vorwurfsvoll an.

„Weißt Du was, Papa, gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du bei mir bleibst.“

„Ja, ja, ich gebe Dir mein Ehrenwort, schlafe nun.“

„Jetzt will ich wirklich schlafen, Papa, denn Du hast es mir ja selbst gesagt, das Ehrenwort muß man halten.“

Und wirklich, das Kind schlief fest ein. Der Vater konnte dem Kleinen die Hand entziehen und von dem Bette aufstehen. Kurtchen hatte ja sein Ehrenwort.

Nun stand ihm nichts mehr im Wege. Er konnte die Pistolen nehmen und irgendwo sich erschießen.

Aber er that es nicht.

Beinahe gedankenlos hatte er sein Ehrenwort gegeben. Sein Sohn aber hielt ihn dabei fest und er würde vielleicht nie vergessen, daß sein Vater ihm dies heilige Ehrenwort gebrochen, das war schlimmer als die hrfeige, die mit einem tödtlichen Degenstoß gerächt worden wäre.

Der Vater beschloß, morgen seinen Abschied einzureichen udn mit dem Rest seiner Habe irgendwo in der Ferne für sich und sein Kind eine bescheidene Existenz zu suchen.

Die „Ehre“, die ihm vorhin in den Tod getrieben, hatte ihn dem Leben wiedergegeben!

Der Hausschlüssel.

Humoreske von H. Stephan.

Eines Nachmittags, als ich mich gerade mit einem Korb reparaturbedürftiger Wäsche auf den Fenstertritt gesetzt hatte, trat ein Bruder Kurt, ein tangaufgeschossener Jüngling von 17 Jahren, Primus der Obersekunda, erster Vorsitzender des Ruderclubs „Teutonia“ usw., usw., hinter meinen Stuhl, drehte eine meiner Locken um den Finger und sagte:

„Weißt Du, Lotte, Lottchen — Du hast doch eigentlich prachtvolles Haar!“

Wenn er mit solchen Liebenswürdigkeiten kommt, will er immer irgend etwas von mir, und die Sache, um die es sich handelt, hat gewöhnlich einen Haken. Deshalb erwiderte ich ziemlich mißtrauisch:

„Na, was ist denn schon wieder? Schieß nur los und mach' keine langen Vorreden!“

„Ja also — wir wollen nämlich am Donnerstag in der „Teutonia“ eine kleine Fastnachtskneipe veranstalten — was Solides, Lotte! — na und Du weißt doch, wie komisch Papa in solchen Sachen ist — erst sollte ich überhaupt nicht hingehen, und dann weigerte er sich entschieden, mir den Hausschlüssel zu geben. Gegen zehn denke ich ja allerdings sowieso wieder hier zu sein, aber man kann das doch unmöglich so auf die Minute abpassen — und da möchte ich Dich bitten, aufzubleiben und mir, wenn ich unten klatsche, den Schlüssel herunterzuwerfen. Papa geht ja immer schon um halb zehn hinüber und hängt dann seinen Rock draußen an — in der linken Tasche steckt der Schlüssel, es ist also wirklich eine ganz einfache Sache für Dich. Nicht wahr, Lottchen, Du thust mir den Gefallen?“

Ich überlegte einen Augenblick.

„Kommst Du aber auch gewiß gleich nach zehn? Ich habe keine Lust, Deinetwegen hier etwa die halbe Nacht aufzusitzen!“

„Aber ich bitte Dich — Sache wie Baum — höchstens zehn Minuten später!“

„Na also, dann meinetwegen. Aber auf Dein Haupt die Folgen, wenn's sch iefgeht!“

Der Donnerstag kam heran, und Kurtchen verabschiedete sich in gehobener Stimmung, vom Vater mit zwei Mark und einer ganzen Tasche voll Ermahnungen versehen. Noch ein vielsagender Blick zu mir, über den ich mit beruhigendem Kopfnicken quittirte, und fort war er.

Nach Tisch setzte sich Vater mit einem Buche zu mir und war bald so vertieft, daß er das Schlagen der Uhr um halb zehn ganz überhörte. Ich bekam es mit der Angst — sollte er gerade diesmal seiner Gewohnheit untreu werden? Dann wehe Dir, armer Kurt! — Aber nein, zu meiner großen Erleichterung klappte er jetzt das Buch zu, küßte mich auf die Stirn und rieth mir, nun auch bald zu Bett zu gehen; Kurt müsse ja jetzt jeden Augenblick kommen.

Ich wartete noch eine Weile, dann schlich ich mich auf den Zehenspitzen in den hinteren Korridor. Richtig, da hing der Rock — ein schneller Griff in die linke Tasche — und hochaufathmend zog ich mit meiner Beute ab. Vorn angelangt, überlegte ich, ob es nicht besser sei, den Schlüssel noch irgendwie zu beschweren, damit er auch sicher unten ankäme. Aber womit? Kleine Steine hatte ich gerade nicht zur Verfügung, Kartoffeln aus der Küche mochte ich des Mädchens wegen nicht holen, denn unsere Marie hätte gewiß die halbe Nacht nicht geschlafen vor Neugier, was ich wohl noch um zehn Uhr Abends mit rohen Kartoffeln anfangen wollte — doch halt, da lagen sorgsam aufgeschichtet im Ofenvorsetzer die Briketts für die morgentliche Heizung — wenn ich davon eins mit einwickelte, gab es ein wuchtiges Packet, das gewiß nicht leicht zu übersehen war.

So, das wäre erledigt, nun konnte Kurt antreten. Die Uhr zeigte bereits zehn Minuten nach zehn; er hatte felsenfest versprochen, um diese Zeit wieder hier zu sein — demnach mußte ich mich alo wohl darauf gefaßt machen, bis halb elf zu warten, und mit einem Buche setzte ich mich in die Nähe des Fensters, um das verabredete Zeichen nicht zu überhören. Aber kein Laut ließ sich vernehmen. Es wurde dreiviertel elf, jetzt fehlten nur noch fünf Minuten an elf, nein, das war doch zu toll! Aergerlich ging ich in meine Schlafstube, zog den Frisirmantel über und begann mein Haar für die Nacht aufzuflechten. Mochte der Schlingel zusehen, wie er ins Haus kam! — Doch da — klatschte da nicht jemand? Schnell öffnete ich das Fenster — hu, wie gräßlich kalt, und dazu ein Schneetreiben, daß man absolut nichts auf der Straße erkennen konnte. Aber etwas Schwärzliches trabbelt da unten herum, und so warf ich denn mein Päckchen mit einem halblauten „Aufgepaßt!“ hinab, nahm ein Licht und ging in den Flur, um dem Sünder für sein Ausbleiben gleich die nöthigen Liebenswürdigkeiten zu sagen. Mein Gott, wie schwer klangen die Schritte auf der Treppe! Sollte Kurt — — hastig machte ich die Korridorthür auf, aber beinahe wäre mir vor Schrecken das Licht aus der Hand gefallen — denn vor mir stand ein mir völlig unbetannter junger Mann, über und über mit Schnee bedeckt, auf dem Kopf einen ganz kleinen rothen Zylinder an einem weißen Gummiband, der ihm halb auf das rechte Ohr gerutscht war. Er breitete die Arme nach mir aus, in der einen Hand hielt er ein Stück Preßkohle, in der anderen den Hausschlüssel — und sang mit einem greulichen Bierbaß: „Kein Feuer, keine Kohle kann brä — nä — hen soo hei — — ß — —“ Entsetzt schlug ich die Thür zu — eben erst war mir mein Frisirmantel und die aufgelösten Haare eingefallen — und horchte zitternd, bis die schwankenden Schritte sich nach oben entfernt hatten. Und dieser Mensch nahm nun meinen Hausschlüssel mit! Was sollte ich bloß anfangen, wenn Kurt jetzt — und ich hatte den Satz noch nicht zu Ende gedacht, da hörte ich auch chon ein vernehmliches Klatschen von unten — jetzt noch einmal, ganz laut und eindringlich — lieber Himmel, was thun? Es blieb mir ja nichts weiter übrig, als dem Verbleib des Rothbehuteten nachzuforschen und ihm den Hausschlüssel wieder abzujagen. Ueber uns wohnten nur noch zwei Parteien, ich kannte zwar niemand davon, da wir erst seit Kurzem hierhergezogen waren, aber was half's? Entschlossen warf ich meinen Frisirmanel ab, nahm das Licht und begab mich nach dem oberen Stockwerk. Ich drückte zaghaft auf die Klingel — nichts rührte sich. Also noch einmal kräftiger — der schrille Ton schellte durchs ganze Haus, das mußte ja Todte auferwecken — aber es daurerte doch noch eine ganze Weile, bis ich schlürfende Tritte vernahm und ein verschlafenes Dienstmädchen in leichtestem Kostüm die Thür öffnete.

„Na, was is denn los?“

„Ach, entschuldigen Sie,“ fragte ich schüchtern, „wohnt hier vielleicht ein junger Mann mit einem kleinen rothen Zylinder, er hatte eine Preßkohle in der Hand und —“

Aber wuthschnaubend unterbrach mich die Küchenfee:

„Wat? Und deswegen wecken Se einen hier mitten in der Nacht aus'n Schlaf? Das is doch wirklich 'n starkes Stück! Suchen Se sich Ihren Herrn mit der Preßkohle man alleene!“ Und damit schmetterte sie die Thür ins Schloß.

Völlig geknickt lehnte ich mich an die Wand. Noch weitere Versuche zu machen, wagte ich nicht, denn wer weiß, was für ein Empfang mir oben zu theil wurde? Zu allem Unglück blies mir nun noch ein tückischer Luftzug vom Flurfenster mein Licht aus, sodaß ich im Stockfinstern stand, und schon saßen mir die Thränen bedenklich nahe, als ich über mir das Oeffnen einer Thür vernahm und eine ältere Frau mit einer üchenlampe in der Hand auf der Treppe erschien. Wir waren uns schon öfter auf dem Hausflur begegnet, ich hatte aber gar nicht gewußt, daß sie hier oben wohnte.

„Nanu, Fräuleinchen,“ fragte sie erstaunt, „was machen Sie denn hier? Ist was passirt? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Ach ja, ja,“ stammelte ich, erleichtert aufathmend, und erzählte ihr mit wenigen Worten, wie es mir ging.

„Nein sowas, sowas aber auch! Ja, der junge Mann, das war natürlich der Dr. Bartels, der seit 14 Tagen bei mir wohnt — ist sonst so'n solider, netter Herr — aber heut' ist Fastnacht, wissen Sie, Fräulein — na, nu will ich Ihnen man fix den Hausschlüssel holen —“

Ich nahm mir kaum Zeit, ihr zu danken und stürmte die Treppe hinab, um die Hausthür zu öffnen und einen Jammermann einzulassen, der halb erstarrt, mit klappernden Zähnen hinter mir die Treppen hinaufschlich. Oben angelangt, schob ich ihn gleich in seine Stube und sparte mir die Strafpredigt bis morgen auf, aber als er dann so gänzlich zerknirscht, mit einer dick geschwollenen Backe und einem erfrorenen Ohr, vor mir stand, schmolz mein Zorn, und bei Erzählung meiner Abenteuer kamen wir schließlich noch in die vergnügteste Stimmung.

Einige Tage später erhielt ich mit der Post ein kleines Packet. Ich öffnete es und erblickte — eine Preßkohle, aber sie war von Papiermache, und mit Kognakbohnen gefüllt. Obenauf lag ein Hausschüssel von Schokolade, und dabei ein Zettel, der die Worte enthielt:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß —
Als heimliche Liebe, von der niemand was weiß!“

Aergerlich zerknitterte ich das Blatt. Es war wirklich ein bischen sehr stark von dem Herrn Doktor, und ich wollte zuerst das Geschenk wieder zurückschicken, aber das wäre doch zu beleidigend gewesen, und dann — für Kognakbohnen hatte ich gerade eine besondere Schwäche! So entschloß ich mich denn, sie zu behalten, und — merkwürdig! — so oft ich eine in den Mund steckte, fielen mir dabei die hübschen braunen Augen des Gebers ein, und manchmal seufzte ich sogar ein ganz klein wenig bei dem Gedanken, daß ich ihn voraussich[illegible] mehr wiedersehen würde.

Aber eines Sonntag Vo[illegible] als ich gerade wieder die Sa[illegible] vorhatte und wehmüthig die dar[illegible] noch vorhandenen „Reste eines ehemals fürstlichen Vermögens“ betrachtete, klingelte es, und — Herr Dr. phil. Max Bartels gestattete sich, als neuer Hausgenosse seine Aufwartung zu machen.

Zuerst hatte die Situation etwas reichlich Ungemüthliches. Vater war kühl, ich stumm ud der Besuch ziemlich verlegen; als sich aber dann herausstellte, das Dr. Bartels aus Königsberg — Vaters Heimathstadt — kam, und sie dort verschiedene gemeinsame Bekannte an der Universität hatten, daß er bei ihm Kolleg hörte, da brach das Eis — d. h. in unserer Unterhaltung — und Vater fand sogar an dem jungen Mann solch Gefallen, daß er ihn für den nächsten Donnerstag zu Tisch einlud. Und als er mich beim Abschied fragte, zu welcher Zeit ich gewöhnlich die Eisbahn zu besuchen pflegte, verwirrte mich sein bittender Blick so sehr, daß ich ihm ohne weiteres die richtige Antwort gab.

Wie es nun weiter mit uns kam, brauche ich wohl nicht zu erzählen; hinzufügen möchte ich nur noch, daß auf unserer Hochzeit unter den verschiedenen Tafelliedern und Carmen sich auch ein von meinem Bruder Curt gewidmeter Sang nach der Melodie: „Kein Feuer, keine Kohle,“ vorfand, in dem viel von einem rothen Cylinder, einer Preßkohle und einem Hausschlüssel die Rede war. Das Gedicht erregte allgemeines Kopfschütteln, da Niemand recht den Sinn der Sache begriff. Max aber ließ vergnügt sein Glas an das meine klingen und flüsterte mir zu: „Ich sage nichts, ich lache blos, weil ich den Spaß versteh'!“ —

Hunde für 20,000 Mark.

Aus London wird berichtet: Die Ausstellung von Schooßhunden im Crystal Palace ist eröffnet worden und wird von vielen eleganten Damen mit großer Bewunderung und unzähligen Ausrufen des Entzückens besucht. Es befanden sich 1216 Hunde, jeder einzelne die Zierde seiner Gattung und unter ihnen die herrlichsten Exemplare überhaupt, in ihren Abtheilungen auf seidenen Kissen, deren Färbung mit dem Ton ihres Felles übereinstimmten, hinter feinen Spitzenvorhängen, die größte Anzahl Schooßhunde, die je vereinigt wurde. Ihre Kosenamen waren auf seidenen Schleifen gestickt, die über dem Platze eines jeden flatterten. Sie wurden mit Leckerbissen und Süßigkeiten gefüttert und geküßt und gehätschelt wie kleine Kinder. Bei manchen waren auch ihre kostbaren Toilettengegenstände, silberne Bürsten, Kämme u. s. w. mit ausgestellt. Einige hatten ihre Ställen mit Seide ausgeschlagen, andere mit Blumen geschmückt. Ein stolzer kleiner Bologneser trug eine Reihe von Medaillen an einem seidenen Bande um den Hals. Bei einigen waren die Vorhänge herabgelassen und sie schliefen den Schlaf der Gerechten, während ihre Herrinnen sorglich Schildwache hielten. Andere wieder standen Modell zu Gemälden. Zwei Hunde wurden gerade von indischen Wärterinnen mit großen Turbanen herumgetragen, und eine große Menge von Pflegerinnen war für die anderen Hunde da. Der Werth mancher dieser Hunde beläuft sich auf 20,000 Mark.

Der Roland in Bremen.

Als Auszeichnung für sein fünfhundertjähriges Jubiläum ist der berühmte Roland, das alte Wahrzeichen Bremens, das seit undenklichen Zeiten in kalkfarbener eintöniger Uebermalung dastand, mit einer neuen Ausschmückung und neuen Bekrönung versehen worden. Wie es in früheren Jahrhunderten gepesen, prangt er nun wieder in bunten Farben, die sehr gut zu dem röthlichen Schimmer des in der Nähe stehenden Rathhauses abgetönt sind. Rothbraun ist der wallende Mantel, stahlblank das hochgehobene breite Schwert, golden dessen wuchtiger Griff. Im goldenen Felde des mächtigen Schildes prangt der schwarze Doppeladler, und golden glänzt die nun wieder deutlich lesbare Unterschrift darauf vryheit do it ju openbar u. s. w. In eigenthümlicher Schönheit ist dies alte sagen- und poesieverklärte Standbild nun erst recht eine Sehenswürdigkeit der ehrbaren Hansestadt.

Gut bezeichnet.

„Der Schulze ist heute in die Kneipe gekommen, trotzdem es ihm von seiner Frau streng verboten wurde.“

„Ja, es giebt noch Freiheitshelden.“

Doppelt zutreffend.

„Ist der Schirftsteller, mit dem Du Dich verlobt hast, eigentlich schon bekannt?“

„Ach nein, der hat noch keinen Namen?“

„Wenn Du ihn da heiratest, mußt Du ihn freilich namenlos lieben.“

nem [illegible]

„Ganz [illegible] Frau gefragt, [illegible]

Wissenschaftlich [illegible]

Ein junger Gelehrt[illegible] tigen Verhältnissen hera[illegible] Heirath gemacht. Er empfängt [illegible] nem hocheleganten neuen Herrenzimmer den Besuch eines Bekannten. Dieser bemerkt auf dem Schreibtisch unter lauter luxuriösen Dingen einen schlichten bronzenen Aschenbecher billigster Sorte. „Aha!“ sagte er, „das ist gewiß ein theures liebes Andenken?“

„Ja“, bestätigt der glückliche Ehemann, „das ist noch ein Ueberrest aus meiner Bronze-Zeit!“

Im Theaterrestaurant.

Gast: „Was giebt's denn heute, Jean?“

Kellner: „Oben die „Jungfrau von Orleans“, hier unten Leberknödel mit Sauerkraut!“

Errathen.

Mann: „Nun, Laura, heute Vormittag hast Du wieder tüchtig Beethoven'sche Sonaten gespielt.“

Frau: „Woher weißt Du das?“

Mann: „Das ganze Essen schmeckt danach.“

Der kleine Schlauberger.

Mutter (ihr Söhnchen bei einer Unredlichkeit ertappend): „Kennst Du nicht das Sprichwort „Ueb immer Treu und Redlichkeit“?“

Fritzchen: „Gewiß, Mama! Ich üb', aber kann's noch nicht ordentlich.“

Auch ein Vergleich.

Lebemann (zum andern): „Ist denn der Kommerzienrath, bei dem Du gestern geladen warst, wirklich gar so reich?“

„O, und wie! . . . . Wenn man den nur anschaut, möcht' man ihn gleich anpumpen!“

Aus der Schule.

Lehrer: „Der Ausdruck des Schmerzes sind doch die Thränen. Wie drückt man nun die Freude aus? (Alle Schüler schweigen.) Na, Max, was macht denn Dein Vater, wenn Dein Onkel ihm einen Witz erzählt?“

„Max: „Dann schreit er „au“!“

Schwierige Unterkunft.

Tourist (der über 2 Meter mißt): „Herr Wirth, ich habe miserabel geschlafen. Haben Sie denn keine Bettstelle, in der man sich richtig ausstrecken kann?“

Wirth (den Gast mit den Augen messend): „Solche lange Bettkasten giebt's wohl gar nöt. I glaub' allewei, wann Sie sich ausstrecken wollen, werden Sie müssen in der Kegelbahn schlafen!“

Sie weiß Rath.

Er (Romanschriftsteller): „Es ist zum Verzweifeln — Deine Schneiderin mahnt mich nun schon zum dritten Male! Sieh', wie Du mit ihr fertig wirst, ich habe jetzt kein Geld!“

Sie: „Weißt Du was, Alfred, bringe sied och in Deinen neuesten Roman mit an als Modistin Deiner stets so elegant gekleideten Heldin. Das wird ihr mehr nutzen, wie die paar Mark, die sie von uns zu bekommen hat!“

Ergiebiges Thema.

Frau (nach dem Kaffeekränzchen): „So eine einfache Frau die erkrankte Postmeisterin . . . . und doch haben wir uns heute drei Stunden über sie unterhalten!“

Letzte Hoffnung.

Alte Kokette: „Auf der Erde und im Wasser waren alle meine Versuche bisher vergebens. Wenn nur schon das lenkbare Luftschiff erfunden wär' — vielleicht hätt' ich in der Luft mehr Glück!“

Boshafter Rath.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich diesen Geldprotzen einmal empfindlich ärgern könnte.“

„Schicken Sie ihm doch zu Weihnachten das Büchlein: Die Kunst zu sparen!“

Auch ein Vergleich.

Förster: „Herr Leutnant, Sie denken wohl, so eine Hasenjagd ist eine Wohlthätigkeits-Lotterie, wo unter 1,000 auch immer erst ein Treffer ist?“

Provisorisch.

Bauer (der sich nach der Rauferei ein Ohr annähen läßt): „Na, so fest brauchen Sie's heute gar nicht anzunähen, Herr Doktor, morgen ist jo auch noch Kirchweih'!“

Treffend.

„Wie hat denn der Müller seine Frau kennen gelernt?“

„Auf dem Eise glitt sie aus und fiel in seine Arme.“

„Also durch Zufall!“